

## 99) Helge Bendels Luftschlösser.

Ein Chicago-Roman von Henning Berger.

Hastings saßte nach einem Krankebel, denn er war nahe daran, vornüber zu fallen. Ein heftiges Uebelsein befiel ihn, und während er sich wiederholt erbrach, fiel ihm der Hut vom Kopf und ins Wasser. Sein ungeordnetes Haar, das nach allen Seiten hin hinausstand, glüht in der Brandbeleuchtung Flammen.

— Der hat sein Teil! murmelte es um ihn her.

Aber es glückte ihm, sich wieder aufzurichten. Und als Bendel ihn überreden wollte, zu gehen, fuhr er ihn schimpfend an, indem er die Angestellten der Linie, Roth, Bendel, Reuter und noch einen Haufen unbekannter Privatleute durcheinandermengte und ihnen seine Lage zum Vorwurf machte.

— Morgen erschieß ich mich! rief er immer wieder. Aber erst schieß ich alle die andern über den Haufen! . . .

Dann geriet er in Streit mit einem Arbeiter, der ebenfalls betrunken war. Sie hielten sich gegenseitig am Rockaufschlag fest und schrien sich unverständliche Sätze in die Ohren. Der Scheiterhaufen auf der andern Seite ward größer und heller, und eine Hitze wie vor einem Ofen machte sich fühlbar.

Bendel ging.

Nachdem es ihm gelungen war, sich durch die Massen hindurchzupuffen und auf ein paar Umwegen in eine der westlichen Winkelgassen zu gelangen, wunderte er sich über das Dunkel, das hier herrschte. Die Nacht war gekommen; und in den Streifen, die parallel liefen mit dem Feuerherd und also bergende Hausmanern hatten, tastete er sich vorwärts wie ein blinder, mit noch vom Flammenschein geblendeten Augen. Ab und zu öffneten sich Ausblicke wie große Fensterlöcher, und dann sah er das raufende Feuermeer. Funken und Feuerbrände begannen zwischen den Giebeln emporzuschließen. Ein breiter Weg öffnete sich. Es war die Milwaukee-Avenue, die quer das große Stadtviertel durchschneidet. Langsam fuhr hier eine Reihe von Ambulanzwagen dahin mit roten und weißen Kreuzen, katholischen Namen und eine Menge von Hospital- und Krankenhausabzeichen. Die Szene gemahnte ihn an die Rückkehr der Soldaten von den pestverseuchten Kubaküsten des spanischen Krieges.

Die breite Avenue stand unter Wasser wie bei einer Ueberschwemmung. Mindestens zwanzig Feuersprizen standen hier aufgereiht; ein Teil davon pfliff eben nach Kohlenzufuhr. Kohlenwagen fuhren im ganzen Viertel umher mit roten Signallaternen. Durch das Umbauen von mehreren Telegraphenstangen und elektrischen Lichtpoften waren die Leitungen unterbrochen und alles Licht erloschen. Die gähnenden, nachtschwarzen Räume zwischen den stark rot beleuchteten Flächen wirkten verwirrend auf Pferde und Kutscher. Die Feuerwehrmannschaften gingen ein paarmal fehl bei ihren Manövern und nahmen Häuser zur Isolierung in Angriff, die außerhalb des Brandkreises lagen.

— Gesperret! Zurück!

Helge fühlte den Stoß eines Polizeistocks an seiner einen Rippe.

Er wanderte ein paar Querstraßen weiter nach Westen. Der Fluß machte hier eine Biegung, und an der ersten nördlichen Brücke war keine Bewachung mehr. Eine kleine, brennende Dellelaterne über der Dreiecksrichtung des Brückenturms zeigte sogar an, daß der Schuppen leer war. Hier ging er hinüber.

Sofort, als er den Fuß auf das nordwestliche Kaiufer setzte, verspürte er einen heißen Hauch von der Brandstelle, als ob eine unsichtbare Flamme seine Wangen leckte. Und zugleich vernahm er ein dröhnendes Brausen, das immer mehr zunahm. Es ratterte wie große Eisenbahnzüge über Dampfwadukte und stahlschienenige Hängebrücken.

Das Geräusch und die Hitze wurden stärker.

Jetzt hielt ein Soldat ihn an. Aber der Mann, der

sicher von dem kleinen Fort Sheridan war und die Ferne der Stadt nicht so genau kannte, begnügte sich mit der Versicherung, daß Bendel in der nächsten Straße wohne.

Diese nächste Straße war übrigens ein von teilweise aufgerissenen Schienen bedeckter Bahndamm, die sich in einem Chaos von Zusammengedrängtheit gegen das Licht ausnahmen wie die Rippen eines prähistorischen Riesentiers. Vom Damm aus sah Helge über ein Lager hin, wo Helme, Schläuche, Leitern, Spritzen und unbekannte Geräte blinkten. Die Soldaten krabbelten durcheinander wie große Käfer, deren Rückenpanzer Feuerstreifen und Wassertropfen auffingen.

Laute Rufe und schrille Dampfspeifen wechselten miteinander ab. Ein heftiges Zischen, das fast in Sieden überging, wie das Brodeln über einem riesigen Dampfopf, erfüllte Bendel mit nervösem Entsetzen. Er erwartete eine Explosion zu hören.

Das Dach war zwischen den vier Ecktürmen zusammengestürzt, auf deren Zinnen man von hier aus noch die Ausschnitte der ersten Buchstaben des Alphabets, A, B, C und D sehen konnte, die die Stellen der verschiedenen Elevatoren bezeichnet hatten. Von Turm B stieg eine Feuerfäule senkrecht gen Himmel, und die Rauchmassen darüber flossen gleich geschmolzenem Kupfer in nördlicher Richtung davon. Ein unerträglicher Geruch von Hitze und Brand, der sich nicht definieren ließ, kam stoßweise aus diesem Krater. Und mit dem heißen Wind verpörrte man jetzt deutlich von Süden her den Nas- und Blutgeruch.

— Das ist die Hölle! murmelte Bendel.

Eine schwarze Gestalt sprang an ihm vorüber, stolperte über eine Weiche, fiel und überfullerte sich. In dem starken Lichtschein sah Helge, daß es ein Reporter war; er trug an der Sportmütze sein Berufsabzeichen. Wie eine Stabe war er wieder auf den Beinen und in dem flammenden Wirrwarr von Schatten und Lichtbrechungen verschwunden.

Helge aber kam plötzlich eine Idee. An der Weste, unter dem Rock, trug er stets das kleine Silberchild, das seine Vorknummer aufwies und als Eintrittsmarke diente. Er steckte es an das schwarze Band seines Strohhuts und tauchte zwischen den irrenden Schatten im Brandhof unter.

Die Hitze war grauenerregend. Man hatte das Gefühl, als schrumpfte die Haut im Gesicht zu winzigen Kohlenkügelchen zusammen. Ganz in der Ferne sah Helge die Feuermannschaft an den Schläuchen, wie sie ununterbrochen ihre Kameraden an Mauern und Zäunen mit Wasser überspritzten. Ein dicker Dampf stand um die Delfkappen.

Er ging ein paar Schritte weiter . . . Jetzt zog sich die Haut zu Schuppen zusammen; und er sprang hinter einen hohen Wagen. Ein Patrouillefuhrwerk stand da, und ein paar Männer mit Notizbüchern in den Händen saßen darin. Ein ambulantes Telephon schlenkerte seinen Draht zwischen ein paar gestrukten Aaleebäumen aus. Es war der Reporterwagen der „Daily News“. Etwas weiter entfernt stand das rote Redaktionsauto.

— Wo ist Frank Solme? schrie Helge, die Hände vor den Mund sehend wie ein Sprachrohr; denn das Toben des brodelnden Hölleofens stieg und sank gleich einem Wasserfall. Niemand vernahm seine Stimme.

Der Lärm nahm zu. Eine Mauer stürzte ein, und ein Geschrei folgte auf den Fall. Es kam von denen, die von den umherfliegenden Funken und Feuerbränden getroffen worden waren.

Da sah Bendel den Zeichner, wie er zwischen Pflanzwagen und losgepannten Pferden dahergeharrt kam. Er war so lang und hager, und die Stirn war in den Schläfen ganz kahl — er glich einem Skelett. Die Augen waren unnatürlich weit aufgerissen.

Bendel ging ganz nahe zu ihm hin.

— Frank! rief er.

Solme schleuderte den Reportern einen in ein Wackeltuch eingerollten Packer zu.

— Fünfzehn Stizzen, sagte er. Zwei Bierpalter, drei Doppel- und zehn Einspalter . . .

Er schöpft Lehnre er sich gegen das hohe Rad. Er zitterte am ganzen Leibe wie vor Kälte. Jetzt erblickte er Selge.

— Du bist da? sagte er ohne Verwunderung.

Vendel betrachtete ihn in dem wild flackernden Lichtschein, der manchmal einen rötlichen Schimmer annahm wie bengalisches Feuer. Er war bestürzt über das Aussehen des Freundes.

— Du bist krank, Frank! Mach daß du heim kommst, Leusel noch eins!

— Kannst du glauben, daß mich friert? sagte der Künstler, während ihm die Zähne klapperten. — Es ist aus, alter Knabe! Großer Gott, wenn man in der Hölle selbst noch friert! Gib mir einen Brandy! im Wagen ist er.

Selge kletterte hinauf und brüllte einem Journalisten ins Ohr:

— Brandy! Für Frank Holme!

Ohne ein Wort zu erwidern zog der Mann eine Reise- flasche aus einer Tasche unter dem Stutcherbock hervor und reichte sie Selge. Dieser schraubte den hohlen Verschlus ab und füllte ihn mit Kognak. Holme nahm ihn und wollte trinken. Aber die Flüssigkeit lief ihm zwischen den klappernden Zähnen heraus, und er ließ den kleinen Becher fallen.

— Aus!

— Da — nimm das Auto. Ich komme mit dir!

Aber Holme stieß Vendel zurück und taumelte in der Richtung der Flammen davon. Selge stürzte hinter ihm her.

— He, Frank! Stopp! Warte! rief er.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Berliner Märztage 1848.

Geschildert von Adolf Wenzel.

Im Verlag von Bruno Cassirer erschien soeben ein an die 700 Seiten starker Band „Künstlerbriefe aus dem 19. Jahrhundert“. Es ist dies sozusagen eine „objektive“ Minitagegeschichte, eine Sammlung von Selbstbekenntnissen und Eigenberichten aus jenen inneren Kreisen des Daseins, die das eigentlich Entscheidende des persönlichen Lebenskampfes bergen. Von Chodowicki bis zu Liebermann und von Goya bis zu van Gogh lesen wir in blutfrischen Dokumenten von den Abenteuern, den Träumen, den Hoffnungen und den Niederlagen, aber auch von der mächtigen Bürgerlichkeit und dem rednenden Erwerbssinn, kurz von allem, was dieser Künstler Dasein erfüllte. Und da es eben Künstler waren, die diese Briefe geschrieben haben, so sind sie von packender Anschauung und ganz bewegt von starker farbiger Leidenschaft, zuweilen aber auch ganz durchflungen von Schmerz und Sehnsüchten. Man liest von dem verbitterten Aufbäumen Feuerbachs gegen den Unverstand seiner Zeit und von den letzten wilden Ausschreien des unglücklichen Stauffer-Pern. Die Erinnerung an Courbets Teilnahme an der Kommune wird lebendig. Aus Liebermanns Briefen erfährt man, wie sehr dieser Naturalist danach strebt, die Natur zu überwinden, und man läßt sich erschüttern durch die seelenvolle Tragik, aus der heraus van Gogh seine Bilder schuf. Zu den interessantesten Briefen dieser Sammlung, die sich wie ein Roman des Geistes liest, gehört ein vom Donnerstag, den 23. März 1848, datierter Brief Wenzels an einen Kasseler Freund über die Ereignisse, die sich vom 18. bis zum 22. März 1848 in Berlin abspielten. Wenzel war tief ergriffen von dem Heroismus der Bürger und von der Großartigkeit des Leichenbegängnisses für die gefallenen Volkshelden. Diesen Brief drucken wir hier ab. Er lautet:

Sie erwarten gewiß schon eine Nachricht von mir, daher also vorweg, daß ich am Dienstag abends zwischen 8 und 7 Uhr glücklich hier angekommen bin. Meine Geschwister fand ich beide, wofür dem Himmel gedankt sei, gesund und ungefähret. Das Wiedersehen will ich nicht schildern.

Nun aber von dem, was alle Herzen und Köpfe ausfüllt. Wie hatte ich Berlin verlassen und wie fand ich es wieder! Allein auf dem Wege vom Bahnhof nach meiner Wohnung kam ich an den Spuren von vier Barricaden vorüber, ich war noch den ganzen selben Abend auf den Feinen und bin überhaupt seitdem wenig nach Hause gekommen. Berlin hatte seine Ehre furchtbar gerettet!!! Woran man im Auslande und in Berlin selbst nicht geglaubt hatte. Dagegen sinkt jetzt alles, was man aus dem übrigen Deutschland vernommen, zu Kleinigkeiten zusammen. Die andauernde Erbitterung, mit der von Bürgern und Militär hier gekämpft worden, übertrifft nach dem Zeugnis von Ausländern, die es hier mit erlebt, selbst Paris und ist nur mit Palermo zu vergleichen. Rauch und Bogen Nachrichten werden Sie durch die Zeitungen schon haben oder unsehbar erhalten; außerdem sprechen sich natürlich eine Menge der unglaublichsten Erzählungen herum, ich will daher schließlich nur einzelnes, was ich von glaubhaften Augen- und Ohrenzeugen habe, und noch Selbstgesehenes erwähnen.

Dahin vereinigen sich alle Urteile, daß beide Teile mit unter diesen Verhältnissen vielleicht heillosloser Tapferkeit gekämpft haben. Es werden jetzt von beiden Seiten viele Züge von Selbstaufopferung und Uneigennützigkeit bekannt. Nachdem nun seit dem Montag der vorigen Woche der Wechselzustand von vereinzelten blutigen Ausritten (in denen das Militär Sieger war), von Aufregung und Stille gedauert, verkündigte sich nach der Erzählung meiner Geschwister am Sonnabend schon um Mittag das Herannahen des Wetters durch ein heftiges Hin- und Wiederrennen einzelner auf der Straße, später kamen Trupps Menschen der verschiedensten Stände, fast nur erst mit Werkzeugen versehen, und brachen die Bohlen der Mauersteinbrücken aus, trugen Schilderhäuser fort (die Schildwachen waren schon vorher verschwinden), z. B. mein Hauswirt, ein Maurermeister, gab gleich seinen Gerätschaften zu Barricaden preis usw. — Endlich, ungefähr um 4 Uhr, begann das Stürmläuten von allen Türmen. Da machte sich meine Schwester in der Hoffnung, mich am Bahnhof zu finden, in der Begleitung Richards auf, um noch beizeiten wieder zur Stadt zu kommen. Die Hasenhegergasse war schon nicht mehr zu passieren, sie mußte daher durch die Feldstraße und auch da über eine schon angefangene Barricade gehoben werden; aber schon unterwegs begegneten sie öfters Kutschern mit ausgespannten Pferden ohne Wagen, auch einem, der bloß die Peitsche behalten hatte. So kam Emille noch glücklich zu Märkers, Richard blieb bei Herrn v. Zeitbold. Kaum angekommen, ließ sich aber schon nach 5 Uhr von der Stadt her der erste Kanonendonner und Pelotonfeuer hören. So dauerte dies Getöse zugleich mit schrecklicher Präzision mit wenig Unterbrechungen, die teils durch gegenseitige Ermattung, teils durch augenblicklichen Mangel an Munition herbeigeführt wurden, fort bis Mitternacht unter unaufhörlichem Trommeln und Stürmläuten. Einmal verbreitete sich das Geräusch, 2 Regimenter (die Jäger und die Kaiser-Franz-Grenadiere) seien übergegangen; es war aber falsch, und wie man nachher erfuhr, bloß herumgesprengt, um die Verzweiflung der Bürger wieder anzufrischen. Es war eine Schreckensnacht. Dazu heller Mondschein und alle Fenster erleuchtet. Nach Mitternacht soll es eine Weile still gewesen sein, dann aber das Gefecht von neuem begonnen, und gegen 6 Uhr noch einmal am heftigsten gewütet haben.

Soviel ich bis jetzt erfahren, sind sämtliche Wachtgebäude, zwei Kasernen und das Landwehrzeughaus erstürmt und im Innern zerstört worden. Ferner sind die Truppen auch am Alexanderplatz nach mehrstündigem hitzigen Gefecht vertrieben worden, eine dort aufgestellte Bretterbude worin sonst Kosmoramae gezeigt werden, diente den Soldaten lange zur Barricade, und den Bürgern sehr zum Schaden, bis ein Nordmarcherling Mittel fand, sie in Brand zu stecken. Er ist in der Totenliste mit aufgeführt. Barricaden wurden viele von den Truppen endlich erstürmt, aber meist erst nach großem Menschenverlust, namentlich an Offizieren. Wie überhaupt das Militär unverhältnismäßig mehr tote und Verwundete hat als die Bürger. Sehr obligat haben unter anderm auch die Studenten und die hiesige Schützengilde gewirkt, die aus ihren großen Büchsen besser schossen als die Kommissgewehre der Infanterie. Außerdem Gesellen und Meister vieler Gewerke. Bedeutend zugerichtet sind einzelne Häuser, z. B. eines in der Friedrichstraße, an dem ich 31 Kartätscheneinschläge zählte; aber die meisten unter allen zeigt das Haus des Konditors v. Deurense am Kölnischen Fischmarkt, der Breiten Straße gegenüber; dort hatte eine Hauptbarricade gestanden, die Artillerie bestrich, gerade die ganze Straße, und dies Haus bot seine ganze Front den Kugeln. Ich zählte mit Einschluß der Fensterscheiben über 100 Kartätschenschlöcher, außerdem hatten Granaten zwei sehr bedeutende Löcher in die Etmauer gerissen, und ebenda selbst in einer geschlossenen Laden- tür nebst zwei geschlossenen Schaufenstern zur Seite, zusammen nicht über 9 Fuß breit, waren 46 Gewehrfluglöcher! Außer den stellenweise aufgerissenen Dächern da und an vielen Häusern. An einem Brunnen in der Breiten Straße steckt ein faustgroßes Stück Granate im dicken Röhrholze. Während dem allen auf der Straße wurde die ganze Nacht hindurch bei (vielleicht) allen Häusern so eifrig gebodet, wie nie, und man fand Mittel, trotzdem die Truppen lange Strecken besetzt hielten, große Körbe mit Brot aller Art in die Barricaden zu spedieren. Für die Soldaten sorgte niemand. Am Morgen griff die Ermattung um sich, nachdem das Militär nun fast eine Woche Tag und Nacht unter Waffen gewesen war. Viele schloßen auf dem Platze, andere hielten das Gewehr nur noch mit wankenden Händen. Es sollen Offiziere versichert haben, daß sie sich keine Stunde mehr hätten halten können. Nach 6 Uhr ward es von allen Plätzen zurückgezogen und marschierte dann sämtlich aus der Stadt. Der Abmarsch verursachte einen ungeheuren Jubel unter der Bevölkerung. Er geschah mit klingendem Spiel und in Ordnung, aber in schlecht deroutiertem Zustande. Vom Fenster aus sah man meine Geschwister auch unter anderem von einem Bataillon ein lediges Reitpferd voranzuführen! usw.

Mit dem Transport der Toten und Verwundeten hatten Pioniere zu tun. Die von seiten der Bürger wurden in die Kirchen niedergelegt und sind auch von dort aus gemeinschaftlich auf Stadtkosten gestern Mittwoch nachmittags 2 Uhr in dem „Friedrichshain“ vor dem Landsberger Tor begraben worden. Das war ein traurig-feierlicher Tag, dergleichen in Berlin zu erleben man nicht gedacht hätte. Am Morgen waren die Särge an der Freitreppe der Neuen Kirchen

auf dem Gens d'Armes-Markte an der Seite der Taubenstraße auf einem großen Trauergestelle aufgestellt. Ueber den Verlauf des großartigen Leichenbegängnisses sehen Sie die Berliner Zeitungen nach. Ich kann Ihnen bloß sagen, daß die langsamen Züge aller Gewerke und aller Körperschaften mit ihren Musikchören (teils Trauermärsche, teils geistliche Lieder), ihren Fahnen, Insignien und Särgen, von den Genossen getragen, dazu die durchweg ernste und schweigende Haltung der Volksmassen einen furchtbar mächtigen Eindruck machten. Ich habe den Trauerzug nacheinander von verschiedenen Orten aus beobachtet und namentlich auch lange dem Schloß gegenüber. Auf dem Balkon stand ein Adjutant mit einer Trauerfahne, ihm gegenüber ein Bürgeroffizier mit einer schwarzrot-gelben Fahne und noch zwei bis drei schwarze Herren, die nicht zu erkennen waren. So oft nun ein neuer Zug Särge vorbeikommt, trat der König barthaup heraus und blieb stehen, bis die Särge vorüber waren. Sein Kopf leuchtete von ferne wie ein weißer Heden. Es mag wohl der fürchterlichste Tag seines Lebens gewesen sein. — Die Züge waren auch endlos. Ich machte einen weitläufigen Gang durch umliegende Straßen, kam wieder auf den Schloßplatz, und noch immer bewegten sich neue Fahnen, neue Särge, läute neue Musik von der Schloßfreiheit herauf. Ich komme jetzt eben von draußen und habe die Gräber gesehen. Sie sind auf einem kleinen Hügel so gegraben, und so stehen die Särge, es ist da noch Platz gelassen für die, welche von den Verwundeten noch immer nachsterben. Jeden Tag kommen neue hinzu. Es sind schwarze und gelbe Särge, wie sie in den Magazinen zu haben waren; geschmückt mit Kränzen, Blumen, wie es Angehörige geordnet, auf den meisten sind Zettel (mit Steinen oder Erdschindeln beschwert gegen den Wind) mit Namen und Stand der Darinliegenden, darunter auch mehrere Frauen und Kinder! — Gesichter habe ich da gesehen! —

Seit Sonntag ist nun die ganze Stadt in Waffen und in Ruhe. Alles versteht jetzt abwechselnd ohne Amts- und Standesunterschied den Dienst der öffentlichen Sicherheit, sowohl im königlichen Schloß als in allen anderen Wachtgebäuden, den leeren Kasernen usw. usw. (Märker ist Wachstammantandant am Anhaltischen Tor.) Die Bürger meist mit Infanteriegewehren, die Studenten meist mit Kavalleriebogen und -säbeln, ebenso die Gynnasialisten. Die Künstler haben die Wacht in der Akademie und im „Schweizer-saal“ des Schlosses. Nirgendwo ist ein Soldat, oder ein Gens d'Armes, oder ein Polizist zu sehen! Die Kavallerie hatte wegen der Barrikaden gleich anfangs die Stadt geräumt. Als am Sonntag früh die ganze Infanterie und Artillerie auszog, erbat sich letztere eine Bürgereskorte! Die wenigen Offiziere, welche noch hiergeblieben, haben den Zivilrock angezogen, und machen sich so wenig bemerkbar als möglich. Auf den Straßen niemand ohne Trauerflore und Kokarden, auf und an allen Häusern dreifarbige Fahnen. Das nun ehemalige Palais des Prinzen von Preußen trägt außer dreifarbigem und Trauerflaggen drei große Aufschriften. Die eine weiß auf die Mauer gemalt lautet:

Eigentum der ganzen Nation.

Auf dem Balkon trägt eine ausgespannte weiße große Flagge die Worte:

Das Eigentum der Nation steht unter dem Schutze der Bürgerschaft

und auf einem angenagelten Brett steht die Ankündigung zur Errichtung eines Arbeiter- und Beschwerdebureaus mit den Schlussworten: „Hier wirken Männer aus dem Volk für das Volk.“ — Weder im noch am Gebäude ist etwas beschädigt oder gar entwendet worden; wie man überhaupt viele Beispiele von Ehrlichkeit und Ordnungssinn erfährt. Für heute genug; ich erfahre wohl später noch Anmerkenswertes. . . . Allen dortigen Freunden und Bekannten beste Empfehlung. Stets der Ihrige Mengel.

## Der Erdarbeiter.

Von Kurt Hängeford.

Unter den neuingestellten Erdarbeitern beim Bahnbau befand sich ein junger Mensch, der wegen seiner körperlichen Schwächlichkeit und wegen der Hitze, die er auf der Nase trug, aussah wie die Parikatur einer hungrigen Schreibersejle. Wenn er mit seiner Schaufel in dem Kiesboden herumstocherte, stießen sich seine Kameraden oft gegenseitig an, und sie vermochten dann ein heimlich-spöttisches Lächeln nicht zu unterdrücken. Sie waren meist alle polnische Arbeiter, die mit Hade und Schaufel in der Hand groß geworden und ihr Geschäft selbstverständlich durch und durch kannten und verstanden.

Obwohl der Neue merkte, daß man sich über ihn lustig machte, mühte er sich unbeeirrt weiter. Er hatte ja nicht nur ein Stück Brot und einen Krug Kaffee mitgebracht, sondern auch einen unbegreiflichen Willen zur schwersten Arbeit. Und übrigens — die Erkenntnis, daß das eiserne Maß des Lebens hinter ihm stand, und außerdem das Bewußtsein eben beendeter zwölfwöchiger Arbeitslosigkeit nahmen ihm jedes Wollen und Bedürfnis des Ueberlegens. Er arbeitete wieder. Das genügte und gab ihm fast eine innere Freude und Ruhe. Wohl war der Weg steinig, den er jetzt beschritten, und schlecht und schwer zu begehen. Aber es war doch ein Weg, der vielleicht wieder aus der dunklen Schlucht hinausführte, in die

er geraten. Die Sehnsucht nach Höhen und Licht befehlte ihn und gab ihm Kraft. Ihm war es, als ringe er jetzt gleichsam mit dem feingigen Erdreich um sein Recht auf etwas Sonne. Rot und Hunger der vergangenen Wochen vergah er. Es war fast wie ein stiller Jubel in ihm, wie ein Gefühl des Sieges über das Schicksal.

Ungefähr zweihundert Schritt von der Arbeitsstelle wälzte sich langsam die Elbe. Drüben am anderen Ufer war die große Schiffswerft. Im gleichmäßigen Takt klang das Hämmern der Kesselschmiede herüber. Das war das einzige Geräusch, das sich unter das Scharten und unmelodische Klängen der Haden und Schaufeln mischte. Auf einer der selten darüberleitenden Kesselschindeln bestellte manchmal ein Hund. Sonst war es still da dranhin vor der Stadt. Vom Wasser drüben blies ein frischer Wind. Er brachte den Stimmen und Armen der Erdarbeiter angenehme Kühlung.

Dem Neuen rann der Schweiß am Körper herunter. Die arbeitendwöhnten Hände bräunten ihn und die muskelschwachen Arme schmerzten.

Als vom jenseitigen Ufer ein Dampfsignal über das Wasser gezielt kam, gab auch der Schachtmeister mit seiner Trillerpfeife das Zeichen zum Frühstücken.

Der junge Mensch legte die Schaufel hin. Sein erst so fröhlicher Mut war durch die eingetretene körperliche Erschöpfung bedenklich ins Schwanken geraten. Er besah sich seine Hände. Da waren ganz gehörige Blasen geworden. Die eine war schon aufgegangen, so daß die Hautfetzen herunterhingen. Er warf sich abseits ins Gras und laute gedankenvoll an seinem Brote.

So sollten ihn seine Schulfreunde sehen! Der Werner Emil vielleicht oder der Franz, der nun schon Beamter war, und all die anderen, die etwas Tüchtiges geworden im Leben. Die sollten ihren einstigen Klassenersten so wiedersehen! So tief bist Du gesunken, würden sie gewiß zu ihm sagen, daß Du unter Poladen mit Hade und Schaufel arbeiten mußt. Aber wenn — wenn er ihnen sagen würde, wie alles gekommen war, dann würden sie sicher schweigen.

Dann würden sie — sie wußten ja, daß es nicht an ihm gelegen, wenn nichts aus ihm geworden war, wenn er ihnen sagte, wie er sich gequält, als Fabrikburche und Markthelfer, und — ja, dann würden sie ihn verstehen.

Und wie dann alles gekommen — wenn er ihnen das sagte. Erst das mit der Aussperrung — dann das Vierteljahr in der Gießbude — nun die Krise und die allgemeine Arbeitslosigkeit, die Zeit des ewigen Laufens nach Arbeit — wie er dann immer mehr und mehr heruntergekommen — wenn er ihnen das sagte — dann würden sie ihn vielleicht sogar bemitleiden.

Bemitleiden? Mitleid? Brauchte er denn das? „Was geht das euch Menschen an!? Was geht ihr mich überhaupt alle so scheel an? Bin ich denn ein Lump? Bin ich denn wirklich ein Lump? Geht fort —! Mit keinem Menschen will ich zu schaffen haben! Ich, ich — — — Verfluchter Lappe, daß du heulst!! Wenn das einer sieht, der denkt, du heulst wegen der lumpigen paar Blasen an den Händen —“

Tuunt — klang es wieder von drüben. Ein schriller Pfiff mißte sich darunter. Die Arbeiter kehrten zu ihren Werkzeugen zurück und das Krachen und Scharren begann wieder. Der junge Mensch wischte sich heimlich die Augen und sahle dann herabhaft die Schaufel an. Die Hände schmerzten jetzt noch mehr als vorher. „Aber was! ein junger Mensch hat noch Zähne, die er aufeinanderbeißten kann. Das birkohle Blut, das an den Händen klebt, ist nicht so schlimm. Daran muß man sich eben erst gewöhnen. Ueberhaupt — einem jungen Menschen muß das Arbeiten Spaß machen. Der muß singen bei der Arbeit oder pfeifen. Pfeif dir ein Stückchen! Pfeif! Es geht nicht? Dann mußt du eben ohne zu pfeifen arbeiten.“

Siehst du, du spürst das mit den Händen schon gar nicht mehr. Ich sage ja, der Mensch gewöhnt sich an alles, noch dazu wenn er jung ist. Zwanzig Jahre! Einmüßwanzig. Ich sollte nicht mit der Schaufel arbeiten können!? Ich will es euch zeigen —“

Und er zeigte es ihnen wirklich. Es war schon der dritte Tag, daß er da draußen vor der Stadt arbeitete. Dort, wo die Elbe sich wälzte und wo das Hämmern der Kesselschmiede von der Werft herüberklang.

Am Nachmittage dieses Tages wurde die Kofonne, der er zugehörte, zum Vorladen abgelöst. Da pfiff die Sache doch noch etwas aus einem anderen Tone. Zu jeder Lori gehörten zwei Mann. Einer hüben, einer drüben. Sobald der Zug zur Felbbahn stand, begann das Einschaufeln. Wenn alle Loris gefüllt waren, dampfte der Zug ab und ein neuer schob sich nach.

Natürlich wurden nicht alle Paare gleichzeitig mit dem Voll-schaukeln fertig, aber ein großer Unterschied ergab sich nicht. Nur das eine Paar, dessen eine Hälfte der Neue war, hing immer hinterher. Das fiel dem kleinen Ingenieur im blauen Anzug und mit den Luhsaugen bald auf. Und als er dem Kerl in der Drille zuschante, wie er die Hälfte von dem, was er auf der Schaufel hatte, schon unterwegs wieder verlor, fing er mörderlich an zu fluchen. Wenn so ein schwindichtiger Kerl zu dumm sei, mit der Schaufel umzugehen, so solle er die Finger davon lassen und sich zum Teufel scheren.

Dem jungen Menschen war es, als ob ihm einige Dolchstiche verjert wären. Er war nicht imstande, die Schaufel aufzuheben, und zillerte am ganzen Körper. Ohne zu überlegen, ging er zum Schachtmeister und sprach zu ihm: „Sie entschuldigen, ich höre auf. Es geht nicht.“

Eine halbe Stunde später ging er mit seiner Schaufel unterm Arm heimzu. Der Weg führte am Wasser entlang. Als er ihn

über die Hafnbrücke führte, blieb er in der Mitte derselben stehen, beugte sich über das Geländer und schaute gedankenvoll hinunter in das dunkelgrüne, schmutzige Wasser — —

Ein Fisch schnellte wie ein silbernes Leuchten auf und versank wieder in der dunklen Flut. Die bisher fast tote Masse da unten wurde beweglich und lebendig. Es war plötzlich wie ein Sichdrehen und Wählen und wie ein geheimnisvolles, dunkles Wälzen. Zuweilen und dann nur kurze Augenblicke, erschien es wieder wie ein wundervolles Glänzen und wie gleichender Schimmer. Einzelne Punkte traten aus der Fläche heraus, Formen und Körper ballten sich zusammen und schoben sich ineinander. Wesen formten sich, fremd und grotesk. Gestalten erschienen und versanken wieder in dem Chaos. Unförmliche Gebilde ergänzten sich und fielen in stummer, fast schauerlicher Beweglichkeit auseinander. Menschen tauchten auf. Fremde — und solche, die er kannte — solche, die lebten, und andere, die längst verstorben. — Er suchte zusammen. Unter den Toten hatte er sich gesehen. Und neben sich ein weinendes Weib. Und das war seine Mutter. Er richtete sich auf und schaute unwillkürlich aufwärts. Ueber ihm leuchtete in fleckenloser Reinheit der blaue Himmel.

Wie von einem furchtbaren Alp befreit, atmete er tief auf. Dann biß er die Zähne zusammen und ging schnurstracks nach Hause.

## Kleines feuilleton.

### Weihnachtsmarkt.

**Teubners Künstler-Steinzeichnungen.** Der Teubnersche Verlag in Leipzig bleibt seinen Zielen treu, durch gute wohlfeile Bücher und Bilder der Volksbildung zu dienen. Er sucht das Volk bei seinen Wünschen auf und sucht die Wünsche hinauszuführen. Auch im neuen Jahre hat er eine Anzahl Bilder erarbeitet, für die man sich freudig einsetzen kann, Bilder verschiedener Größe und Form, die wie ein Ölgemälde ohne Glas gerahmt werden können und durch ihre satte Farbigeit den Zauber der Natur in die Wohnungen tragen.

Die schöne, junge, lichte Zartheit des baumbühenden Frühlings umwirbt J. Dhwald in seinem Valentag (5 M.). Er gibt ein Bild weißblütiger Flur mit schneelig schimmernden Obstbäumen. Hühner piden auf dem Rasen. Eine zusammengebrängte Gruppe ländlicher Fachwerkbauten mit verwitterten Ziegeldächern und braunem Gebälk in weißlichen Wänden grenzt Nähe und Ferne ab. Dhwald hat die Erde frei von aller Schwere malen wollen und gab ihr ein Gewand von duftigen, hauchenden Farben. Er hütet sich aber vor weicher Verschommenheit. Er ordnet die Linien seines Bildes so, daß der Inhalt stofflich klar und bestimmt wirkt, und nimmt das Verschwimmende vor allem als Mittel, leuchtende Töne zu gewinnen. Er ist einer von denen, die den Zauber der blauen Untertöne lieben und malerisch beherrschen. Ganz deutlich tritt das auf den anderen Bildern hervor, die Dhwald in diesem Jahre für den Teubnerschen Verlag auf Stein gezeichnet hat. Die „Mühle im Schnee“ (5 M.) ist ein prächtiges Bild: kraftvoll in jeder Beziehung. Steile Baumstämme, querziehende Brückenbalken, Dahlinien, Aesje, Baumkassen geben dem Bilde ein gut gegliedertes, festes Gerüst. Die Farben sind unter die Wirkung mittäglicher Sonnenbestrahlung gebracht und winterlich harmonisch abgestimmt. Der glasiggrüne, von langsamen Wellen bewegte Mühlenteich und der von langen Häderpuren gesurchte Weg, der schneebedeckt und von leuchtenden blauen Schatten belebt am Ufer hinführt, leiten in die Tiefe des Bildes, dessen Hintergrund von den Häusern und Sägeschuppen der Mühle geschlossen wird. Das dritte Bild Dhwalds „Auf Klären im Gebirge“ (4 M.) ist ganz von blauen Tönen besetzt, neben denen aus Braun und Grün herbe Derbheit sich Geltung verschafft. Zwei Skifahrer — einer steht, einer kniet — bestimmen Vordergrund und Richtung des Bildes. Mit den beiden Gestalten und zwischen ihnen hindurch schaut man von weißer Höhe über Schneefeldweiten in ein Gebirgstal, das fern hinter einer schräg abfallenden Bergmasse verläuft. Auch der Aufbau dieses Bildes ist vortrefflich. Es ist als Ganzes voll Ruhe und erzeugt zugleich das Gefühl der Kraft, die durch Bewegung das Glück dieser ruhigen Weiten erobert.

Also auch in diesem Jahre sorgt der Teubnersche Verlag für neue wirksame Abwehrmittel gegen das schlechte Landschaftsbild, das sich in vielerlei Art in die Stube des Arbeiters einschleicht und dann auf Jahre hinaus dem Guten den Platz versperrt. Den lichtarmen Raum aufhellen, den engen Raum weitmachen, das ist das Ziel, und dem wird nicht bloß mit Landschaftsbildern nachgestrebt. Eine besonders schöne Tat auf diesem Felde ist das Blumenstück „Mosa Rosen“ von L. Zimmermann-Heimüller (4 M.). Es ist eine Wollendung des in dieser Art bisher steinzeichnerisch Versuchten. Auf tiefblauer Tischdecke sieht inmitten eines dunklen, braungetupften gestickten Kranzes neben einem goldigen Schmuckstückchen eine Vase aus hellem Perlmutterglas aus der sich, gegen einen graugoldigen Hintergrund gestellt, ein volles Gebinde aufgeschlüpfter hellroter Rosen herauszweigelt. Das Bild ist in breitem Oval auf schwarzem Grunde abgegrenzt, lam in obalen Rahmen gebracht,

aber auch (was billiger ist) viereckig eingerahmt werden. Mit seiner harmonischen Farbigeit wird es, etwa über dem Sofa oder der Kommode oder in der Schlafstube über den Betten aufgehängt, eine Bier bilden, die dauernd erquickt. Auch die Reihe der Kinderfriese ist um ein neues gutes Blatt vermehrt worden: einen „Morgenspaziergang“ von B. Nied (4 M.), der weiße Enten mit einem Zug dottergelber Räten auf grüner Flur an himmelblauem Teiche zeigt, ein fröhlich wirkendes Stück friedlichen Naturglüdes. Solche Friese eignen sich für den Platz über der Tür. Endlich eine Vereinerung der Sammlung von Altstädtebildern, ein Rothenburg-Bild „Am Röderbogen“ von S. Prengel (2,50 M.): eine Gasse mit alten kleinen, zum Teil idyllisch begrüntem Giebelhäusern, die auf ein getürmtes Tor hinführt, eine Erinnerung für viele, die aus engen Heimatstädten in die Großstadt überfiedelten, die sie gebieterisch festhält, aber das liebgeordnete einst Erlebte nicht auslöschen kann.

### Haushirtschaft.

Aguman, ein neues Volksnahrungsmittel. In dieser Zeit der Fleischteuerung, die noch verschärft wird durch die immer stärker werdende Arbeitslosigkeit, dürfte ein neues Nahrungsmittel besondere Beachtung finden, das uns die Technik billigt zur Verfügung stellt. Es handelt sich um das von den Agumawerken aus der Sojabohne hergestellte Aguman. Die Sojabohne wächst in ungeheuren Mengen fast ohne jede Pflege in Ostasien, Ungarn und Südrußland. Sie wird schon seit Jahren industriell zur Gewinnung von Öl verwendet. Aber erst langwierigen Versuchen gelang es, aus ihr ein Mehl herzustellen, aus dem die für die menschliche Ernährung ungeeigneten Stoffe: Bitterstoffe, zu reichliche Fettmengen usw. beseitigt waren und das andererseits die ungeheuer wertvollen Nährbestandteile der Bohne voll enthielt.

Wie die „Umschau“ mitteilt, zeichnet sich das Aguman genannte Sojamehl gegenüber dem Getreidemehl zunächst durch seinen außerordentlich großen Eiweißgehalt aus. Es enthält 43 bis 45 Proz. stickstoffhaltige Extraktivstoffe im Vergleich zu 14 Proz. des Roggens und 3,8 Proz. des feinsten Roggenmehles. Die zum Aufbau der Knochen und für die Zusammensetzung des Blutes so wichtigen Mineralstoffe sind im Sojamehl mit 4,7 Proz. enthalten gegenüber 2,2 Proz. beim Roggen. Endlich das für die Gehirnfunktionen so bedeutungsvolle Lecithin findet sich in der Sojabohne mit 1,6 Proz., beim Roggen mit 0,5 Proz. Arm ist dagegen die Sojabohne an Kohlehydraten. Sie enthält also gerade die Stoffe in großen Quantitäten, die den Wert des Fleisches und des Eis bilden und die man in den künstlichen Eiweißpräparaten (Somatose, Nutrose, Sanatogen) sowie den Lecithinpräparaten (Viocithin, Neocithin) mit so ungeheuren Preisen bezahlen muß.

Aguman läßt sich sowohl rein in Wasser, Kakao, Milch, Wein gelöst, als auch zu Brot, Cakes verbacden oder zu Suppen verköcht verwenden. Außer in der Volksernährung ist es auch in der Krankenbehandlung bestimmt, eine nährliche Rolle zu spielen. Prof. Dr. Kafemann berichtet, daß es für Säuglinge, Tuberkulöse, Magendarmkranke, Rachitischen, Veri-Veri-Kranke usw. ein wertvolles Nähr- und Heilmittel bildet. Da die Milchproduktion von Kühen, die mit Sojabohnen gefüttert wurden, sich erheblich vermehrte, so ist auch anzunehmen, daß Aguman auf stillende Frauen einen günstigen Einfluß ausüben wird. Bei dem recht niedrigen Preise des neuen Nahrungsmittels ist anzunehmen, daß es sich rasch in die Praxis einführen wird.

### Naturwissenschaftliches.

Ein Fisch aus 6000 Meter Meerestiefe. Auch in sehr großen Meerestiefen können Tiere leben. Das wurde früher mit dem Hinweis auf den gewaltigen Wasserdruck, der in großen Tiefen waltet, und auf das völlige Fehlen von Licht für unmöglich gehalten. Im Gegensatz zu dieser Anschauung veröffentlicht nun Professor Louis Roule vom französischen naturhistorischen Museum im Bulletin des Océanographischen Institutes die Beschreibung eines Tiefseefisches, den der Fürst von Monaco auf einer seiner letzten Fahrten aus einer Tiefe von nicht weniger als 6035 Meter zur Wasseroberfläche emporbringen konnte. Dieser neu entdeckte Tiefseefisch hat den Namen Grimaldichtys profundissimus (d. h. der Allertiefste) erhalten. Der Rumpf dieses eigenartigen Tiefseebewohners ist verhältnismäßig dick, am vorderen Teile sehr schwer und er verjüngt sich nach hinten; kleine nebeneinanderliegende Schuppen, die tief in der Haut verwachsen scheinen, umhüllen den Körper. Der Fisch ist dadurch gekennzeichnet, daß alle Größen der Brustgegend frei und faserig sind. Er hat ein starkes Rückgrat, der Kopf ist plump, abgerundet, weich und am oberen Teil etwas abgeplattet; seine Länge entspricht etwa einem Sechstel der Gesamtlänge des Fisches. Die Augen sind ungewöhnlich klein, aber deutlich erkennbar und durch Haut geschützt, die sich als dünne durchsichtige Schutzhülle über die Sehorgane legt. Die Färbung ist zahlreich und klein. In seiner Farbe ist der Grimaldichtys sehr bleich. Die Haut ist im allgemeinen farblos und von Pigmenten fast ganz frei; dagegen weisen die Bauchgegend und der Kopf ein ziemlich stark zum Violett hinüberspielendes Grau auf. Das Maul und die Maulhöhle zeigen eine sehr dunkle, stellenweise fast schwarze violette Färbung. Aus diesen Umständen geht hervor, daß selbst noch in den größten Meerestiefen Licht vorhanden sein muß, und daß der gewaltige Druck von 600—700 Atmosphären die Entwidlung des Lebens keineswegs unmöglich macht.